

Sibylle

Autor(en): **Binz, Cojetan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 21

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

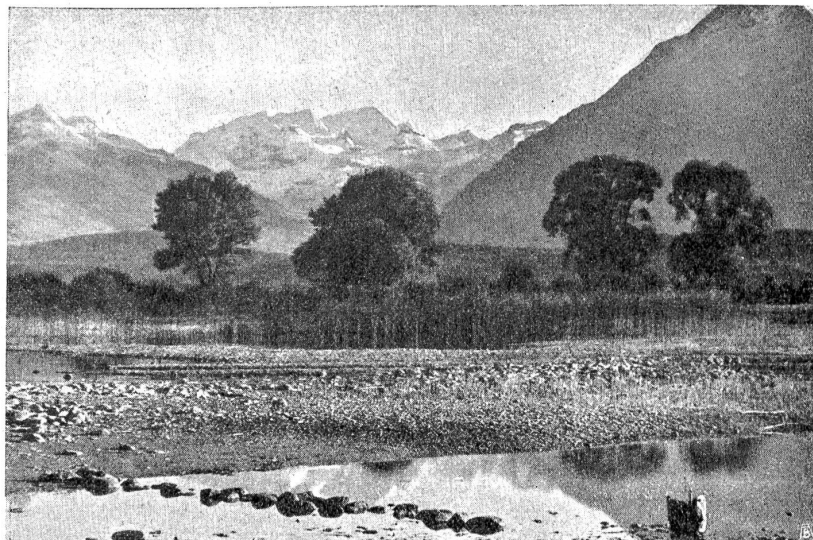
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

manchen Stellen noch etwas Bepflanzung angeordnet werden mit Pappeln, Weiden und andern bereits am Ufer vorkommenden Bäumen und Sträuchern. Die Bebauung dürfte auf der Landseite bis an den Schutzstreifen und den Weg herankommen; auf der Seeseite, den Inseln und Halbinseln sollte, die vorgenannte Badanstalt vielleicht ausgenommen, eine weitere Ueberbauung nicht gestattet werden.

Die ganze Anlage soll nun nicht etwa nur im Interesse der Fremdenindustrie gemacht werden, sondern in erster Linie für die Bevölkerung selbst, die es sicher begrüßen wird, neben der Landstraße noch einen staubfreien Parallelweg benützen zu können.

Der Strand ist zum großen Teil im Besitz der Bürgergemeinde Strättligen und diese hat es erst kürzlich abgelehnt, einen Teil davon zu verkaufen trotz einem günstigen Angebot. Es ist also die Ansicht durchgedrungen, daß die Interessen der Allgemeinheit besser gewahrt werden, wenn man das Land behält als durch Verkauf zu einem im Augenblick hoch erscheinenden Preis. Einzig an einer Stelle treten Häuser und Privatgrundstücke direkt an das Wasser heran, aber man wird sich auch hier helfen können; im Notfall würde der Weg hinter den Häusern durchgeführt. Für die Kosten der Weganlage wird die Gemeinde Strättligen nicht allein aufkommen wollen; es darf vielleicht ein Betrag von Thun aus erwartet werden. Der Verkehrsverein Thun bemüht sich in der letzten Zeit, das Wegnetz an den Abhängen des rechten Ufers zu erweitern und zu markieren; er hat eine schöne Karte vom ganzen rechten Ufer herausgegeben; man könnte auch dem linken Ufer einmal etwas zufallen lassen.

Im oberen Teil des Sees sind noch größere Uferstreifen im ursprünglichen Zustande erhalten; es sind dies vor allem die Steilufer beim Spiezberg und längs der Straße von Merligen bis Neuhaus; hier, wo die Felsen direkt in den See abfallen, ist eine Bebauung meist ausgeschlossen und nur da, wo von einem Bergbach ein kleines Delta geschaffen wurde, finden sich Ansiedlungen. Von den Wegen, die längs den Abhängen führen, hat man den See tief unter



Uferpartie mit Blümlisalp. Aufnahme von Albert Steiner, Photograph, St. Moritz.

sich in der Vogelschau. Da wo die Aare beim Bödeli in den See einfließt, erstreckt sich von der Mündung bis Neuhaus nochmals ein ausgesprochenes Flachufer ähnlich wie am untern See mit Schilf und schönen Baumgruppen; das Bild wird noch bereichert durch die nahe dem Wasser aufsteigenden Mauerreste der Ruine Weißenau, und wir möchten nur wünschen, daß diese Partie noch lange im heutigen Zustand erhalten bleibt.

Sibylle.

Von Cajetan Binz.

Jedesmal, wenn ich über den See fahre, in das weite, endlose Blau hinein, kommt mir eine Geschichte in den Sinn. Die alte Schiffersfrau hat sie mir einst an einem Maiabend erzählt, als kein Rachen mehr zu haben war und ich ein Stündlein mich gedulden mußte. Es ist freilich eine lange Zeit verstrichen seither, aber der See singt immer noch dasselbe Lied wie damals und die alte Frau löst mir immer noch den Rahn, wenn ich hinausfahren will. Zudem duftet heute die Mainacht stark und sehnsüchtig. Ein ungezähltes Sternenheer funkelt im endlosen Dunkel und glitzert herab bis in die zärtlichen Wellen des Sees. Ich dachte, gerade so müsse es gewesen sein, als das geschah, was mir die Alte schlicht und schmucklos, aber doch mit seltsamer Rührung erzählte. Vielleicht, daß heute die Stunde ist, um es niederzuschreiben:

Die arme Sibylle Freitag liebte den reichen Doktor Reinmann. Ganz heimlich freilich und schon zwei Jahre lang. Ja, bei ihrem achtzehnten war es über sie gekommen, und jetzt war sie zwanzig. Das war eine lange Zeit. Aber die Sibylle wollte gerne noch weiterwarten. Wenn er nur wiederkam und sie ihm den Rahn lösen konnte.

Sie wohnte mit ihrer Mutter in der kleinen Holzhütte am See und vermietete die Ruderboote. Sie war nie anderswo gewesen als am See. Ihr ganzes Leben lang. Sie liebte ihn und verstand all seine Regungen und Schönheiten. Am Morgen galt ihm der erste Gruß, dafür



Ufer am Gwatt, mit Stockhornkette. Die Bebauung nähert sich dem See immer mehr. Winteraufnahme von K. Ramfeyer, Aarau.



Blick auf den Niesen vom Naturufer aus.

sangen sie seine Wellen des Nachts in Schlummer ein. So kam es, daß sie den Doktor auch hier am See zum ersten Male sah. Das war im Frühling vor zwei Jahren, an einem warmen, goldigen Nachmittage. Er kam so, wie sie ihn nachher so manchmal noch sehen sollte: Den Hut in der Hand und unterm Arm ein Buch. Und die blonden Haare waren wohl ein wenig wild und ungestüm. Sie aber sah nichts als die blauen Augen. Denn die überstrahlten das ganze Gesicht und waren tief und mild. Sibylle liebte diese Augen. Alle Seligkeit der Erde und des Himmels schien ihr darin verborgen zu sein. Wenn sie in den See hinausruderte und der ganz blau und ohne Ende war, dann sagte sie: Du bist schön. Aber ich mag dich nicht mehr. Denn ich liebe nichts auf der Welt als seine Augen. Oft saß sie stundenlang auf der Bank vor der Hütte und legte die Hände vors Gesicht. Damit kein fremder Eindruck sie störte, damit sie allein war mit dem Heiligtum dieser machtvollen Augen.

Die Sibylle wußte wohl, daß es nicht gut sei, immer an ihn zu denken. Denn er war ein gelehrter, vornehmer Mann und sie nur ein armes Kind, das nichts wußte, das nichts gesehen hatte als das blaue Wunder des Sees. Sibylle wußte, daß sie nie an seinem Herzen ruhen würde. Aber dennoch konnte sie ihn nicht lassen, dennoch war jeder Tag voll Trübsal, der ihn nicht brachte. Sie kannte die Zeit, da er kam. Da wartete sie denn schon lange vorher und hegte und hangte. Ob er wohl kommen würde? Und ob er vielleicht ein Wort zu ihr sagte? Und wenn er zwischen den Bäumen im kleinen Garten auftauchte, eilte sie an den Strand und löste den Rahn, immer denselben, ach Gott, sie kannte ihn ja so gut, sie fuhr in keinem andern mehr! Manchmal redete er mit ihr, ruhig und freundlich, und dann sagte sie jedes Wort zwanzigmal wieder, und sie wurden alle groß und unvergeßlich in ihrem Herzen. Wenn ihn der Nachen forttrug, blieb sie stehen und schaute ihm nach und hörte die Ruderschläge immer leiser werden. Das war, als ob ihr Herz immer stiller wurde und allmählich einschlief, wenn er im fernen Blau verschwand.

So war die Liebe der Sibylle Tag für Tag. Und wenn es Winter wurde, war alle Freude aus. Da war es, als ob das Leben aufgehört hätte. Und sie betete, daß es doch Frühling werde. Als Kind hatte sie auch darum gebetet. Aber nur, damit die Sonne wärmer schien und sie am Strande spielen durfte. Jetzt war es anders. Jetzt war sie krank nach den blauen Augen des Doktors.

Etwas freilich machte, daß die trüben Tage schneller

vorbeigingen. Sibylle lernte nämlich. Sie borgte sich Bücher und las von fernen Ländern und Städten. Sie lernte die Geschichte der Völker kennen und ergötzte sich an den Heldenkämpfen der alten Schweizer. Auch rechnen tat sie, und selbst vor der französischen Grammatik scheute sie nicht zurück. So konnte sie, die fast nie in die Schule gegangen war, jeden Abend freudig bemerken, daß sie innerlich reicher wurde. Und deshalb freute sie sich auf den kommenden Lenz. Da wollte sie mit dem Herrn Doktor gekochte Dinge reden und immer wieder etwas Neues anfangen. Nur daß sie ihm lange, lange in die Augen sehen konnte. —

Einmal, an einem glänzenden Mainachmittage, geschah der Sibylle ein großes Glück. Der Herr Doktor kam wie gewohnt nach der Schule zum See. Er war schweigsam und unfreundlich heute, und das Mädchen fürchtete schon, er würde ihr gar kein Wort sagen. Aber just, als er die Hände an die Ruder legte, meinte er, fast zu sich

selber: „Ach Gott, daß doch mein stiller Platz so weit oben sein muß! Vor lauter Rudern komm' ich gar nicht mehr zum Lesen.“

Da zitterte es der Sibylle durch die Seele: Wenn du mitgehen könntest! Und laut fragte sie: „Soll ich Sie hinaufrudern, Herr Doktor?“ — Der Vorschlag schien ihm nicht übel zu gefallen. „Das könnte mir recht sein,“ sagte er freundlich, „wenn's die Mutter erlaubt.“

Aber Sibylle hatte nicht lange gesäumt. Schon saß sie an den Rudern und trieb den Rahn mit kräftigen Schlägen zum kleinen Hafen hinaus. Eine Weile achtete der Doktor des Mädchens nicht. Sie aber ließ kein Auge von ihm. Es war als ob er es fühlte, denn bald legt er das Buch beiseite und fing an: „Es ist eigentlich fast zu schön heute zum Studieren.“

Sibylle nickte und lächelte glücklich. Und weil sie seinen Blick nicht aushalten konnte, schaute sie auf die Ruder, die sie nicht mehr ins Wasser senkte, und schien zu lauschen, wie die hellen Wassertröpflein in den blauen Schoß des Sees rieselten. Es mochte ein recht liebliches Bild sein, denn zum erstenmal empfand der Doktor ein gelindes Wohlsein, wie es immer beim Genuß von etwas Schönerem dem Menschen durch die Seele geht. Er sah zum ersten Male die weiche samtne Bräune, die überall an dem Mädchen war und jeden Zug seltsam ruhig machte. Keine Rosenblüten auf den Wangen und der Hals floß nicht weiß und blendend aus den noch weißeren Schultern. Alles war braun, wohlthuend gleichmäßig braun. Und die Augen waren es und die Haare. Nur wenn sie lachte, ging ein weißes Blitzen über das Gesicht. Daß man eine Weile nichts anderes mehr sah. Das kam von den prachtvollen Zähnen.

„Wollt Ihr nicht weiterrudern, Sibyll?“ fragte der Herr Doktor. Da schraf sie auf. Aber sie wagte doch zu entgegnen: „Es ist so schön, wie die Tröpflein fallen und es so seltsame Kreise gibt, die immer größer werden und ineinanderlaufen.“ — „Ja, Sibyll, Eines wird und das Andre vergeht. Aber der See ist doch aller Anfang und Ende.“ —

Da dachte die Sibylle in ihrer tiefsten Seele, daß er ihr Anfang und ihr Ende sei. Und weil eine große Unruhe in sie kam, ruderte sie fort, ohne zu achten wohin, immer dem fernen Eiland entgegen, das in der Bläue wie ein stiller Endport aller Sehnsucht träumte.

„Ihr habt es doch gut, so den ganzen Tag im Sonnenlicht herumzutanzeln,“ fuhr der Herr Doktor fort. „So muß

es eine Freude sein, zu leben!“ — „Ja, ich liebe den See,“ sagte die Sibylle. Aber als sie das Wörtlein „liebe“ aussprach, zitterte sie. „Schon als Kind hab' ich ihn lieb gehabt und tagtäglich mag ich ihn besser.“ — „Seid Ihr denn immer hier gewohnt, Euer ganzes Leben lang?“ — „Ja, gestern waren es zwanzig Jahr.“ Und dazu dachte die Sibylle, daß es erst schön geworden sei, als der Herr Doktor kam.

„Also schon zwanzig Jahre alt seid Ihr, Sibyll? Da müßt Ihr Euch bald nach einem Burschen umsehen,“ scherzte der Doktor. „Aber auch so braun und stark muß er sein wie Ihr!“

Sibyll fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß. Ein dünner Schweiß kam auf ihre Stirne. Kaum vermochte sie zu lächeln: „Ich liebe nur den blauen See.“ Aber das Wörtlein „blau“ klang heller als alle andern.

Mit solcherlei Reden und Scherzen fuhren die beiden bis zum Sonnenuntergang planlos in die Ferne hinein. Der Doktor bekam eine stille Freude an dem unverdorbenen Kinde und konnte sich nicht sattsehen an den anmutigen Bewegungen, mit welchen sie das Schifflein vorwärtstrieb. Ihre glatten braunen Haare wurden vom Schweiß nahe und wirre Fäden flatterten um Stirne und Schläfen. So war sie wie ein schöner Dämon anzusehen, der sein Opfer lachend in unbekannte Gefahren rudert. Gesprochen wurde nicht mehr viel, denn die Abendruhe senkte auch ein fried-sames Schweigen in die Menschenherzen.

Und als sie auf die Höhe eines großen schneeigen Kirschbaumes kamen, sagte der Herr Doktor: „Seht Ihr, Sibyll, dort unter dem marmornen Blütendache bereite ich alle Tage meine Schulstunden vor.“ Sie dachte, daß er den jungen Herren Herrliches erzählen müsse. Und zu-



Partie bei Dürrenast am Chunersee.
Aufnahme von Albert Steiner, Photograph, St. Moritz.

gleich nahm sie sich vor, auch einmal unter dem stolzen Kirschbaum zu ruhen.

Im Heimwärtsfahren bemerkte der Doktor, daß das Mädchen müde wurde. Darum setzte er sich an ihre Seite und nun führte jedes von beiden ein Ruder. Zuerst wollte es nicht recht im Takt gehen, denn die Sibyll war so ungestüm. Aber allmählich flossen die Bewegungen der zwei Menschen zu einer zusammen und mit einem süßen Wohl-laut senkten sich die Schaufeln in die abenddunkle Flut. — (Schluß folgt.)

Belgien.

Eindrücke eines Neutralen von Eugen Probst, Architekt in Zürich.

Im Verlage des Art. Instituts Drell Fühli in Zürich erschien unlängst ein Büchlein, das obigen Titel trägt. Wir haben es mit Neugierde in die Hand genommen und mit Interesse durchgelesen, sehnt man sich doch nachgerade nach jedem Worte, das objektiv-neutrale Kunde bringt aus dem unglücklichen Lande. Freilich wacht eine eifersüchtige Kritik über solche Berichte, und die Enttäuschung darüber, daß sich der „Neutrale“ als einer „in der Reihe Kämpfender“ entpuppt, ist um so größer, je vertrauensvoller wir zugegriffen haben. Wir gestehen es gleich zu Anfang, daß auch das vorliegende Büchlein uns eine gewisse Enttäuschung bereitet hat. Doch davon später.

Der Verfasser — anscheinend ein Berner — hat im November und Dezember 1914 das von den Deutschen okkupierte Belgien, insbesondere die Gegenden, über die der Krieg gegangen ist, ein erstesmal und ein Jahr später ein zweitesmal besucht, um sich dort mit eigenen Augen über den Zustand der Kunstdenkmäler zu vergewissern. Er hat dabei natürlich mehr gesehen: die zerstörten Dörfer und Städte und Stadtteile, aber auch die wiedererstandenen Ortschaften und das wiedererwachte Leben aus den ausgestorbenen und toten Trümmerstätten. Er besuchte der Reihe nach die Städte Löwen, Aerschot, Bier, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge, Aalst, Dendermonde, Namur, Dinant, Huy und Lüttich und eine Reihe anderer kleinerer Ortschaften. An diese Namen knüpfen sich die schlimmsten Kriegserinnerungen aus den ersten Kriegsmonaten. Es lag dem Verfasser am Herzen, zu erfahren, wer Recht habe, die Schwarzzeher, deren Anklagen gegen

die deutschen „Barbaren“ sich der schärfsten Ausdrücke bedienen, oder die sich verteidigenden Deutschen, die behaupten, daß nur wenige Kunstdenkmäler dauernd zu Schaden gekommen oder gar verloren gegangen seien. Das Resultat seiner Nachforschungen lautet zugunsten der Deutschen.

Der Verfasser ist ein guter Kenner der belgischen Kunst- und Kulturgeschichte. Er belehrt uns eingehend über die Entstehung und Entwicklung der belgischen Gotik, die in den großartigen Fleisch- und Tuchhallen Flanderns, in deren Kirchen und Rathäusern wahre Triumphe feierte. Von den großen nationalen Denkmälern ist nach dem Zeugnis des Verfassers kein einziges zerstört. Unerfehrt ist das Rathaus in Löwen; die Peterskirche daselbst hat durch Brand gelitten, das Kircheninnere aber, „das vielleicht das schönste Belgiens ist“, ist nicht wesentlich geschädigt. Der Helm des Hauptturmes ist einer früheren Zerstörung zum Opfer gefallen, ebenso war die Vorhalle der Kirche der Restauration schon vor dem Brande dringlich bedürftig. Die Belgier übten keine rationelle Denkmalpflege. Sie schützten die Bauten zu wenig vor Verwitterung, legten durch Niederreißen alter Bauten unnötigerweise ihre Kathedralen und Kirchen frei und zerstörten so intime Gruppenwirkungen; sie gefährdeten vornehme Kunstdenkmäler durch feuergefährliche Anbauten usw. So fiel die berühmte Bibliothek der Universität dem großen Brande zum Opfer, weil das Gebäude von den anstoßenden Privatbauten nur ungenügend durch Brandmauern getrennt war und weil die einfachsten Löscheinrichtungen fehlten. Der Verlust der Universitätsbibliothek von Löwen ist der größte geistige Schaden, den Belgien durch den Krieg erlitten hat. Die Bibliothek enthielt u. a. eine Handschrift von Thomas A. Kempis und eine Sammlung von über 400 Inkunabeln von unschätzbarem Wert. Alles, selbst die Kataloge, sind vernichtet.